Das Heimweh

Eine Erzählung aus Tirol vom Reimmichl

(Fortsetzung)

Die Franzosen, mit denen wir arbeiteten, haben bald gemerkt, wie mich das Heimweh peinigt, und sie hatten aufrichtiges Erbarmen mit mir. Wenn ich auf meiner Geige die traurigen Melodien spielte, sind sie oft ganz ergriffen gewesen davon. Ich muß nämlich bemerken, daß mir, der Wenzel und ich, unsere Geigen noch hatten. Alles hat man uns bei Gericht in Bordeaux abgenommen, unseren Personenausweis, meine Schrift vom französischen Doktor und das Perlmutter-Ei, bloß die Geigen erhielten wir zurück; warum man uns diese gelassen hat, weiß ich nicht. Der Wenzel hat in dieser Zeit die Geige selten angerührt, ich aber hab mir oft das Wehe vom Herzen fortgeigt. Wenn ich ein recht trauriges Lied spielen konnte, wie z. B. „Der Tiroler und sein Kind" oder „Das Glöckl im Turm", dann bin ich ganz weich geworden, und der Schmerz war etwas linder. Nach und nach hab ich die traurigen Lieder durcheinandergemischt und neue Melodien daraus gemacht. Auch hab ich damals angefangen, nach eigenen Noten, so wie es mir eingefallen ist, aus dem Kopf heraus zu spielen. Da hat mich der Wenzel einmal groß angeschaut und gesagt, ich wär ein Musiktalent und hätte das Zeug zu einem Kapellmeister. Aber dieses eigene Spielen ist nur aus dem brennenden Heimweh herausgewachsen, später ist das Brünnl ganz abgefroren und ich hab nichts Rechtes mehr zustandegebracht.

Eines Abends, es war in der ersten Septemberwoche, habe ich vor unsrer Baracke meine ganze Traurigkeit ins Land hinaus gegeigt, da kommt ein Franzose zu mir, den sie nie anders als den Schacklschon (Jacques le jaune) genannt haben, was auf tirolisch etwa „der gelbe Jaggl" heißen würde. Der Schacklschon war ein ungemein bewegliches Männlein von blasser, fast grüner Gesichtsfarbe und hatte Augen, die keinen Augenblick stille standen. Er gab sich viel mit Tauschen und Handeln ab und zog immer seinen Profit. Daß ihn seine Landsleute besonders gern gehabt haben, kann ich nicht sagen. An jenem Abend tat er überaus freundlich mit mir, wischte sich auch ein paarmal die Augen aus und sagte, ich tue ihm von Herzen erbarmen und er möchte mir und meinem Freunde gern helfen. Ob wir noch nie an eine Flucht gedacht hätten? Ich erwiderte, es sei ganz unsinnig, an eine Flucht zu denken durch das große Frankreich hindurch wenn man keinen Sous Geld hat, keinen Weg weiß, die Sprache nicht gut versteht und ohne Papiere ist.

Da würden einen die Gendarmen bald wieder hopp nehmen. — Eine Flucht zu Lande wäre allerdings unmöglich, erklärte er schnell, aber es gebe auch einen Wasserweg, der nach Oesterreich führe. Gerade gegenwärtig liege im Hafen drunten ein portugiesisches Schiff, das in zwei Tagen absegle und von hier direkt mit Spirituosen (Branntwein) nach Triest fahre. Vielleicht würde uns der Kapitän mitnehmen. Von Triest hätten wir jedenfalls nicht mehr weit in die Heimat. Mir schoß das Blut in den Kopf und ich fing an zu zittern. Himmel, wenn es möglich wäre, fortzukommen! Aber seit jenem Tage, wo ich in Soulac zum erstenmal das Meer gesehen hatte im wilden Sturme, kam mir eine Fahrt auf dem Wasser als etwas Schreckliches vor. Ich sagte dem Schacklschon auch, so eine Meerfahrt sei ein Wagnis, und es wäre besser, hier seine Zeit auszuhalten, als im Wasser zu Grunde zu gehen. Da lachte er hell auf und meinte, wir seien nicht die ersten Menschen, die ein Schiff besteigen. Eine Schiffahrt wäre sicherer als eine Eisenbahnfahrt und von zehntausend Schiffen gehe kaum eines unter. Auf ein bißchen Seekrankheit müsse man sich allerdings gefaßt machen, aber der gehe schnell vorüber und sei die ungefährlichste Sache von der Welt. Auch dauere die Seereise kaum länger als die Heimreise zu Land; in sechs bis sieben Wochen seien wir bestimmt in Triest. Jetzt hat mich schon ein förmliches Fieber gepackt und meine Zähne klapperten vor Aufregung. Schon sah ich die Heimat wieder nahe. Aber der Schiffsmann wird uns nicht mitfahren lassen, wir können ja nichts zahlen.

Das wäre allerdings eine Schwierigkeit, erklärte der Franzose und er habe selber seine Zweifel. Doch könne man auf alle Fälle einmal anfragen. Der Steuermann der „Spinta", so heiße das Schiff, sei ihm bekannt, und er habe schon öfter einem Flüchtling durchgeholfen. Freilich, mit dem Kapitän dürfte es seine Haken haben; der sei ein Mann von peinlichem Rechtssinn, der nie wider das mindeste Gesetz verstoßen wolle; aber man müßte ihm ja nicht den ganzen Sachverhalt auf die Nase binden. Wenn man ihm erzähle, wir wären zwei mittellose Handwerksburschen, die in ihre Heimat zurückkehren möchten, sei er wahrscheinlich zufrieden. Vielleicht nehme er uns ohne Bezahlung mit, wenn wir uns verpflichten, bis Triest auf dem Schiffe Matrosendienste zu verrichten. Vom Matrosendienst verstünden wir aber nichts, wändte ich ein, und wir seien auf dem Schiff kaum zu etwas zu gebrauchen. Da soll ich nur keine Angst haben, sagte er, die Matrosenarbeiten seien das einfachste Ding von der Welt. Ein Segel aufspannen und reffen, ein Tau aufrollen, den Anker niederlassen und in die Höhe winden, eine Fracht ein- und ausschiffen, das alles erfordere kein Geschick, sondern nur ein bißchen Kraft. Doch wie gesagt, man müsse erst nachfragen, ob sie auf dem Schiff uns mitnehmen würden und ob sie nicht ehedem bereits zu viel unbeschäftigte Leute haben. Jetzt war ich schon Feuer und Flamme für die Sache und hatte bloß mehr das eine Bedenken, ob es uns gelingt, aufs Schiff zu fliehen und dort unentdeckt zu bleiben, bis wir draußen auf dem offenen Meere waren: Das sei das ungefährlichste Ding von der Welt, versicherte der Franzose, denn wir werden ja gar nicht bemerkt und kein Mensch glaubt, daß wir an eine Flucht nur denken. Wenn unsere Flucht zuerst aufkommt, sucht man zuerst jedenfalls das halbe Land ab; unterdessen sind wir längst auf hoher See, wo uns niemand mehr erreicht. Das leuchtete mir jetzt ein, wie die klare Sonne, und ich hab den Schacklschon mit aufgereckten Händen gebeten, er solle uns behilflich sein, daß wir fliehen können, ich werde mein Lebtag an ihn denken, und für ihn beten, zählen kann ich ihm leider nichts dafür. — Das brauchts nicht, sagte er, und es ist ihm schon Bezahlung genug, daß er zwei arg verfolgte Menschen glücklich machen kann. Morgen um diese Zeit bringt er mir Post, was sie auf dem Schiffe sagen, ich soll ihn bestimmt da erwarten. — Und er hüpfte fort.

Nach einer halben Stunde ist der Wenzel gekommen. Ich hab ihn in die Baracke hineingezogen und ihm ganz überhastet die Wunderneuigkeit erzählt. Er spitzt die Ohren, reißt den breiten Mund auf und sagt dann fast weinerlich:

„Martin, was fallte dir ein? Du willst hinaus auf Wasser, großer, grauslicher, wo ie Krankheit — Meerentzündung, kommte alles herauf, was haste unten und stoßt dich so lange, bis mußte sterben."

Ich bin aber schon so im Heimfieber drinnen gewesen, daß keine Vorstellungen mehr nützten, und hab gesagt:

„Es fahren tausende Menschen auf dem Meer und kommen glücklich an ihr Ziel; werden grad nicht wir unglücklich sein müssen. Da in dem öden Frankreich bringt mich die Traurigkeit um, und ich sterbe, vor die Zeit aus ist. Da wag ich lieber jede Gefahr, wenns nur heimwärts geht. Durch ein Feuer tät ich rennen, wenn ich noch einmal ein Viertelstündl dabeim und beim Nannele sein könnte. Besser ist doch auf dem Wasser fahren, als durch Feuer rennen. Und heim muß ich, mags geben, wies will."

„Heimfahren ise recht, will ich auch," sagte der Wenzel, „aber ich nix glaub, daß auf Wasser kommt me heim. — Schacklschon ise Spitzbub großes, und Wenzel nix traut ihm. Mußte nur ansehen Schacklschon, dann weißt, was ise er. Hat Nase, drückt auf linkes Seite wie Judas und Augen falsches, daß nix kann dir grad anschauen. Schacklschon schon uns will betrügen."

„Wie soll er uns betrügen? Wir haben ja keinen Knopf Geld," rief ich unwillig.

„Ise gleich, Schacklschon weiß immer, wie kummtme zu Profit," entgegnete er; „zuerst sagt, daß soll me fliehen, und wenn sans me geflohen, ruft Gendarm, daß soll uns fangen u. dann kriegt Judas Lohn."

Jetzt bin ich ordentlich zornig geworden und hab den Wenzel geschimpft, daß er einen braven Mann schwarz macht. Der Schacklschon habe ein gutes Herz und wolle uns aus reinem Erbarmen weiterhelfen; wenn er, der Wenzel, dableiben will, kann er es ja tun, aber ich geh auf jeden Fall, mags sein, wies will. Ich rind schon allein nach Hause.

Da sagt der Wenzel ganz heiß: „Nein, Martin, so ise nicht gemeint. Wenzel kann nix allein bleiben. Wo bist du, ise auch Wenzel, und wo gehst du hin, geht auch Wenzel."

Ich war gerührt von seiner Anhänglichkeit und hab wieder freundlich mit ihm geredet, er soll nicht so ängstlich sein, wir haben dreimal gewiß Glück und kommen wohlauf nach Hause; die Frage sei nur, ob uns der Schiffsherr mitfahren läßt.

Während der Nacht und des ganzen folgenden Tages bin ich in einer fürchterlichen Aufregung gewesen; die Zeit ist so langsam gegangen wie eine Schnecke über eine Mauer hinauf. Und abends wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Kein Schacklschon ließ sich blicken, nachdem es längst schon finster geworden war. Ich wollte schier verzappeln. Endlich, endlich, es war bereits über zehn Uhr, kam er. Er sagte, es hat viel gebraucht, daß uns der Kapitän mitfahren läßt, weil ehedem zu viel Leute auf dem Schiff sind; aber jetzt sei alles in Ordnung. Wir werden auf der Reise nicht viel Arbeit kriegen, aber in Triest müssen wir helfen, die Fässer abladen, bis alles an Land ist; das hat sich der Kapitän ausbedungen, und wir dürfen nicht früher davongehen, wenn das Ausladen in Triest auch eine Woche lang dauert. Damit waren wir natürlich einverstanden und erklärten auch, daß wir uns auf dem Schiffe nützlich machen werden, so viel wir können. Und nun eröffnete uns der Schacklschon, daß das Schiff nicht morgen, sondern heute Nacht schon abfahre. Um zwölf Uhr gehe die Flut zurück und kommt der Landwind, da werden die Anker gelichtet. Wenn wir nichts versäumen wollen, müssen wir gleich hingehen. — Ich machte einen Freudensprung fast bis zum Ueberboden der Baracke. Wenn mir jemand gesagt hätte, die Himmelstür sei offen und ich muß mich schleunen, daß ich hineinkomme, bevor sie wieder zugeschlagen wird, hätte ich keine größere Eile gehabt. Ich steckte meine Geige in den Sack und steckte sie unter den linken Arm, dann faßte ich den Wenzel bei der Hand und zog ihn fort. Mir war es unverständlich daß er zitterte und schlotterte, als ob er das Fieber hätte. Der Schacklschon führte uns durch die Weingärten hinab in den Hafen. Es ist uns niemand begegnet, und wenn uns jemand begegnet wäre, so hätten wir nichts zu fürchten gehabt; wir hätten sagen können, daß wir irgendwo hingehen, Musik zu machen. Pauillac ist der Vorhafen von Bordeaux und es liegen dort immer einige Schiffe. Heute war bloß ein großer Dreimaster da. Auf einen Pfiff des Schacklschon ließen sie ein Brett vom Deck herunter und wir stiegen alle drei hinauf. Droben liefen mehrere dunkle Gestalten herum. Einer machte ein finsteres Loch auf und schob mich und den Wenzel hinein, verschloß dann hinter uns die Tür. Wir hatten gar nicht mehr Zeit gehabt, dem Schacklschon die Hand zu drücken und ihm zu danken. Der Wenzel flüsterte mir ins Ohr:

„Martin, jetzt ise Katz im Sack und kann me machen mit uns, was se will. Mir nix gefallt das Ding."

Ich verwies ihm sein Mißtrauen. Nach kurzer Zeit vernahmen wir laute Rufe, das Rasseln schwerer Ketten, und das Schiff bewegte sich.

Erst am folgenden Nachmittag wurde unser Behältnis geöffnet, und wir wurden aufs Deck hinausgeführt. Da haben wir aber die Augen aufgerissen! Wir sahen nichts als Wasser, ringsum nichts als Wasser. Und das Meer war nicht mehr schrecklich anzuschauen wie damals in Soulac, wo der Sturm tobte. Wie eine ungeheure dunkelblaue Fläche lag es vor uns, leichte Wellen kräuselten darauf; nur wo unser Schiff fuhr, da schäumte und brauste das Wasser. Doch hatten wir keine Zeit, den großartigen Anblick lange zu genießen. Ein breitschulteriger, stockiger Mann, in grobem schwarzen Anzug, mit einem silbergestickten Anker, am linken Aermel, der das Französisch noch viel schlechter sprach als wir, redete uns an und erklärte uns, daß wir jetzt zum Personal der „Spinta" gehören und uns pünktlich der Schiffsordnung zu unterwerfen haben. — Wenn wir unseren Verpflichtungen brav nachkommen, würden wir nichts zu klagen haben und richtig an unser Ziel gelangen; jede Nachlässigkeit und Widersetzlichkeit aber werde auf dem Schiffe strenge bestraft. Mir hat der Mensch, der niemand anders war als der Steuermann Droaz, gleich von Anfang an nicht gefallen und auch dem Wenzel ist es so ergangen.

In dem ganzen Auftreten des Mannes lag etwas Grobes, Brutales, er hatte ein kaffeebraunes, blatternstippiges Gesicht, eine breite Nase und stechende, kohlschwarze Augen, aus denen der richtige Spitzbub herausschaute. Aber er war noch ein Engel neben dem Kapitän, zu dem er uns führte. Vor diesem sind ich und der Wenzel ernstlich erschrocken. Er hatte eine große, knochige Gestalt, mit dunkelrotem, fast schwarzem Trinkergesicht, einen weißblonden, ganz lichten Vollbart, der das halbe Gesicht bedeckte, und graue, weit vorstehende Augen. Die gräßlichen Froschaugen gaben dem Menschen das Aussehen eines Teufels. Er trug den Namen Bambo; ob es ein Spitznamen oder der richtige war, weiß ich heute noch nicht. Eine Zeitlang schaute er uns prüfend an; dann redete er in drohendem Tone auf uns ein, und zwar in einer uns fremden Sprache, die wie ein Froschquacken klang. Die Sprache war portugiesisch — eine andere verstand er nicht — und der Steuermann übersetzte uns die Rede dahin, wir sollten uns ja nicht einfallen lassen, uns an den eingelagerten Branntweinfässern zu vergreifen oder vorzeitig davonzulaufen, sonst schieße er uns nieder wie Hunde. Und um seine Rede zu bekräftigen, riß der Teufelsmensch zwei Pistolen aus einer Schublade und hielt sie uns unter die Nase, so daß wir entsetzt ein paar Schritte zurückgewichen sind. Natürlich haben wir versprochen, uns brav und ordentlich zu verhalten und alles zu tun, daß er mit uns zufrieden sein kann. Auch das übrige Schiffspersonal sah nichts weniger als vertrauenerweckend aus. Es war eine aus der ganzen Welt zusammengewürfelte Gesellschaft — 5 Portugiesen, 3 Irländer, ein Amerikaner, ein Russe und ein Neger — alles wilde Burschen in aufgekrempelten, lichtgrauen Kleidern, wie sie bei uns die Zuchthäusler haben. Außer dem Kapitän und Steuermann haben ich und der Wenzel die besten Kleider gehabt. Doch wenn ich sag, daß alles die gleichen Teufelskerle gewesen sind, ist das nicht ganz wahr. Einer von den Portugiesen, Luiz mit Namen, und der Russe, Alexei mit Namen, waren keine Unmenschen, und wir sind später mit ihnen beinahe Freunde geworden. Vor dem Kapitän haben sich alle gefürchtet, und wie wir bald sehen konnten, hatten sie auch Grund dazu. Er war ein völliger Wüterich besonders wenn er getrunken hatte. Daß er dem Branntwein stark zusprach, haben wir oft gemerkt, aber stark rauschig haben wir ihn nie gesehen. Das ganze Schiff roch von Branntwein, aber niemand kriegte einen Tropfen außer dem Kapitän und Steuermann und den vier portugiesischen Matrosen, die mit dem Kapitän sollen verwandt gewesen sein. Den Fässern nahezukommen galt als ein Verbrechen. Wir haben gesehen, wie der Kapitän den Neger fast zu Tode gepriügelt hat, als er einmal an einem Fasse herumschmeckte. Alle Matrosen, mit Ausnahme der vier Portugiesen, wurden fast wie Sklaven behandelt. Zu essen hatten wir genug. Daß es gut gewesen ist, kann ich nicht sagen. Meistens bekamen wir Fische und einen steinharten Zwieback. Aber wenn man Hunger hat, ißt man alles. Für den Hunger sorgte schon die scharfe Meerluft und die Arbeit. In der ersten Zeit hat es sehr viel Arbeit gegeben. Wir merkten nichts, daß das Schiff zuviel Personal hatte; im Gegenteil, es waren augenscheinlich zu wenig Matrosen da. Unter der Anleitung des Luiz haben wir die Matrosenarbeiten schnell erlernt; ich konnte sogar bald schon auf den höchsten Mast klettern, weil ich keinen Schwindel hatte, aber der Wenzel war nicht dazu zu bringen, auch nur zwei Klafter hoch an einer Strickleiter hinauf zu reffeln.

Gefallen hat uns die Gesellschaft und das Leben auf dem Schiffe gar nicht. Schon am ersten Abend sagte der Wenzel heimlich zu mir:

„Das ise kane Menschen zivilisiertes, sondern Räuberbande wildes und Teufel höllisches. Wenns sanme in Triest, wird Wenzel freute und glaubte, daß sans me heraus von Hölle."

Nur die Hoffnung, daß wir in etlichen Wochen nach Triest und von dort schnell nach Hause kommen, hat uns bei gutem Mut und Humor erhalten. Von den Matrosen hatten wir in der ersten Zeit allerlei Tücke und Spott zu erleiden. Aber auf einmal ist das besser geworden, und zustande gebracht hat es der Wenzel. Eines Abends hat er nämlich seine Geige aus dem Kutter geholt und angefangen, den tollsten böhmischen Mazurka zu spielen. Da waren die Kerle auf dem Schiff wie verhext. Alle sind herbeigerannt und mäuschenstill dagestanden. Bloß der Neger hat sich vor Lachen fast das Maul zerrissen. Mit einemmal packt ein Irländer den Russen und tanzt rasend mit ihm auf dem Deck herum. Der Neger beginnt ebenfalls zu hopsen und macht klafterhohe Bocksprünge. Bald werden alle von der Tanzwut angesteckt und wirbeln paarweise am Deck hin und her. Doch plötzlich erscheint der Kapitän mit dem Steuermann, und ich bin furchtbar erschrocken. Der Kapitän schnitt so wilde Grimassen, ballte die Fäuste und tat sie wieder auseinander, daß ich gemeint hab, er wirft den Wenzel noch ins Meer. Aber der Steuermann hat ihm etwas ins Ohr geflüstert; darauf hat der Bambo einen gräßlichen Lacher getan u. ist wieder, ohne ein Wort zu sagen, in seine Kajüte zurückgekehrt. Später verkündete der Steuermann, der Wenzel darf alle Abend, wenn gutes Wetter und keine besondere Arbeit ist, ein Stündlein spielen und die Matrosen unterhalten, aber länger als eine Stunde darf die Sach nicht dauern. Ich habe jetzt auch meine Geige herbeigeholt und den Wenzel begleitet. Da wurden die Kerle noch toller, sie waren außer sich vor Lust, es ist gewesen, als ob sie noch nie eine Musik gehört hätten. Von diesem Tage an hatten die Burschen einen Respekt vor uns und haben uns nicht mehr so schlimm behandelt. Wir haben fast jeden Abend gespielt, aber die Matrosen waren nicht zufrieden, und wir hätten viel öfter spielen sollen. Manchmal hat auch der Kapitän durch seine halb offene Tür herausgeschaut und zugehorcht. Wir sind aber aus seinem Gesicht nicht klug geworden. Man hats nicht gekannt, tut er lachen oder weinen oder ist er in grimmiger Wut.

Eines Nachmittags hab ich allein am Verdeck eine traurige, heimwehige Melodie gespielt. Plötzlich steht der Kapitän vor mir, brüllt mich an wie ein Bär und gibt durch Zeichen zu verstehen, daß er diese langsame Musik nicht ertragen kann. Später einmal hab ich das französische Marienlied, das ich in Verdelais oft gehört hab, übers Wasser hingegeigt. Da hat mich der Kapitän frischweg mit einem Faustschlag zu Boden gestreckt, sodaß die Geige weit hinausgeflogen ist. Der Steuermann sagte mir darauf, daß der Bambo die seufzenden, pfäffischen Lieder nicht hören kann; die machen ihn bald wahnsinnig. So ein merkwürdiger Kund wie dieser Kapitän ist mir mein Leben nicht untergekommen.

Wir sind um die Landspitze von Finisterre herumgefahren, und Wetter und Meer sind immer milder geworden. Immer blies ein leichter Wind von Nordosten. Tagelang haben wir alle Segel aufgezogen gehabt, und die „Spinta" ist dahingeflogen wie ein Vogel. Sie hat auch einem Vogel gleichgesehen; die großen, gelben, aufgeblähten Segel waren wie Riesenflügel, und es ist so flott und weich dahingegangen, daß wir nicht einmal die Seekrankheit bekamen. Aber mir gings doch zu langsam, und ich hab mir oft gewünscht, daß der Vogel in die Höhe steigt und mit uns durch die Luft fliegt, heim, heim ins Oesterreich.

Vierzehn Tage nach unserer Ausfahrt von Pouillac trafen die bösen Septemberstürme ein, und da sahen wir das Meer in seinem ganzen Schrecken. Ich hab „nicht gemeint," daß ich noch einmal mit dem Leben davonkomm, und gebetet hab ich wie früher und später niemals. Den Wenzel hat jetzt die Seekrankheit arg hergenommen, während ich nichts davon spürte. Acht Tage lang kamen wir nicht weiter, und wir hatten so fürchterliche Arbeit mit den Segeln und Masten, daß ich oft gemeint hab, es fallen mir die Beine auseinander vor Müdigkeit. Jetzt haben wirs gefühlt, daß viel zu wenig Mannschaft auf dem Schiffe ist. Aber das muß ich auch sagen, der Kapitän hat mitgearbeitet wie der niederste Matrose, und wir haben gestaunt, was für eine Bärenkraft der Mensch hat. Zuletzt gab's noch ein Malheur, es ist uns das Steuerruder gebrochen. Da hat der Bambo so gräßlich geflucht, daß ich geglaubt hab, das Schiff muß zu brennen anfangen. Zum Glück hat der Sturm bald darauf nachgelassen, und wir sind mit Ach und Krach in den Hafen von Lissabon gekommen. Da hat sich jetzt herausgestellt, daß der Schaden viel größer war, als man anfangs meinte, und wir mußten vier Wochen im Hafen still liegen, bis das Schiff repariert war. Daß der Bambo getan hat wie der reine Teufel, brauche ich nicht zu sagen. Von Lissabon kann ich wenig erzählen; denn ich habe nur vom Schiffe aus gesehen, daß es eine schöne Stadt und eine prächtige Gegend ist. Außer den Portugiesen durfte nämlich keiner ans Land. Eines Tages hat der Neger versucht, durchzuwischen; aber der Kapitän hat ihn erspäht, ist wie ein Tiger auf ihn losgesprungen, hat ihn mit einer Hand gepackt, an den Mast geschlagen, daß es krachte, und dann wie eine Katze ins Meer geworfen. Wir haben aufgeschrien vor Entsetzen, der Wenzel ist krank geworden über den gräßlichen Anblick, und ich hab den Schrecken tagelang nicht mehr aus den Gliedern gebracht. — Von dem unglücklichen Neger hat man nichts mehr gehört und gesehen, u. ist auch nie mehr etwas von ihm geredet worden.

„Bambo ise Teufel, leibhaftiges," sagte Wenzel, „und sans me froh, daß bald kommte Triest, sonst frißt uns noch mit Haut und Haar."

(Fortsetzung auf S. 6.)

Für nervöse Leute. Frau Ida Richter aus Trenten, N. J., schreibt: „Seit zwei Jahren gebrauchen wir Forni's Alpenkräuter. Früher fühlte ich mich stets müde, hatte Kopfschmerzen des Morgens und war so schwach, daß ich nicht aufstehen mochte. Es ist jetzt alles ganz anders geworden; ich bin stark und gesund und könnte Tag und Nacht arbeiten. Mein Mann war stets aufgeregt und nervös, aber Alpenkräuter hat einen ganz anderen Menschen aus ihm gemacht. Wir beide sind jetzt sehr glücklich. Ich möchte allen nervösen Leuten den Rat geben, diese Medizin zu versuchen." Dies ausgezeichnete Kräuterpräparat beeinflußt den ganzen menschlichen Körper; es reguliert die Verdauungsorgane, vermehrt die Absonderung der Magensäfte, fördert den Stoffwechsel und stärkt das Nervensystem. Indem es den Stuhlgang reguliert u. den Harnfluß vermehrt, entfernt es schädliche Bakterien und giftige Stoffe aus dem Körper. Alpenkräuter wird nicht durch den Drogenhandel vertrieben, sondern von Lokalagenten, die Dr. Peter Fahrney & Sons Co., Chicago, Ill., ernennen, geliefert.

Zollfrei geliefert in Kanada.

Mütter! Eure Kinder wachsen heran u. die Erinnerung an ihre Kinderjahre verblaßt

Haltet die schöne Jugend, die Vergangenheit im Bilde fest. Die Photographie ist kein Luxus, oder ein Vergnügen, sondern notwendig und unentbehrlich für die Zukunft, darum kommt, kommt alle!

Ein gutes Bild garantiert Euch —

ART-CRAFT STUDIOS, LTD.,

J. H. CHAPP, Pres. —:— HENRY THAMS, Photograph.

PHOTOGRAPHS & FRAMES

222 Second Ave. South - SASKATOON, SASK.

Senden Sie uns Ihre Kodak-Filme, saubere, zuverlässige Arbeit macht Ihnen zu unseren ständigen Kunden.

Wir sprechen deutsch.